

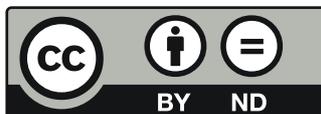
Schriftenreihe des DFG-Graduiertenkollegs „Das Wissen der Künste“  
herausgegeben von Barbara Gronau und Kathrin Peters

## **Wessen Wissen? Materialität und Situiertheit in den Künsten**

Herausgeberinnen: Kathrin Busch, Christina Dörfling, Kathrin Peters, Ildikó Szántó

Paderborn: Wilhelm Fink, 2018

Gestaltung: Jenny Baese



Dieses Werk ist unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung - Keine Bearbeitung 4.0 International zugänglich. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/> oder wenden Sie sich brieflich an Creative Commons, Postfach 1866, Mountain View, California, 94042, USA.

## Situiertheit

ILDIKÓ SZÁNTÓ

- s7 »the distaste for endless socially enforced dualisms«  
Einleitung zur Sektion »Situiertheit«

TOM HOLERT

- s15 Wissenspraxis am Ort der Kunst  
Über Spezifika und Herkünfte gegenwärtiger epistemischer  
Möglichkeiten

BONAVENTURE SOH BEJENG NDIKUNG

- s29 Anmerkungen zum epistemischen Ungehorsam  
Oder: Verwirrung des Verstrickten und Beunruhigung  
der Besorgten – Fallstudie Savvy Contemporary

YVETTE MUTUMBA

- s41 Parallele Wissensproduktionen  
Statement zu einem möglichen Kulturschaffen

ONUR SUZAN NOBREGA

- s51 Materialität und Epistemologie postmigrantischer  
Kulturproduktion

SIMONE DEDE AYIVI IM GESPRÄCH MIT INA DRIEMEL

- s59 Über Veränderung, Ignoranz und Prozesse  
des Verlernens im Theater

PHILIP SCHEFFNER IM GESPRÄCH MIT KATHRIN PETERS

- s69 Auf Augenhöhe arbeiten

STEPHAN TRINKAUS

- s89 Wissen, Materialität, Sorge: »Into the Chthulucene II«

KARIN HARRASSER

- s103 Irgendwann nie modern gewesen sein  
Zur Zeitstruktur situierten Wissens

HEATHER LOVE

- s115 Die Versuchungen  
Donna Haraway, feministische Objektivität und die Frage  
der Kritik

KATJA EYDEL

- s135 Appointed  
Eingeleitet von KATHRIN BUSCH

- s149 Autor\_innen

Simone Dede Ayivi im Gespräch  
mit Ina Driemel

**Über Veränderung,  
Ignoranz und Prozesse des  
Verlernens im Theater**



Simone Dede Ayivi: *First Black Woman in Space*, 2016, Performance, Sopiensæle Berlin



Simone Dede Ayivi ist Theatermacherin und Aktivistin. Sie beschäftigt sich mit Empowerment und Schwarzer (Selbst-)Repräsentation und entwickelt Performances aus Schwarzer, feministischer Perspektive, bei denen sie selbst auf der Bühne steht. Zu ihren letzten Produktionen zählt *Performing Back* (2014), eine Performance zur deutschen Kolonialgeschichte. 2016 entwickelte sie mit *First Black Woman in Space* eine multimediale Science-Fiction-Performance zu afrikanischer und afrodiasporischer Geschichte sowie zur gegenwärtigen Situation von Schwarzen Frauen. Neben ihren Solo-Arbeiten macht Simone Dede Ayivi zudem mit postmigrantischen Jugendlichen Theater, beispielsweise mit der akademie der autodidakten, dem Jugendclub des Ballhauses Naunynstraße. *Jetzt bin ich hier!*, eine Inszenierung über Selbstermächtigung, feierte 2016 Premiere. In Juli 2016 präsentierte sie im Rahmen der vom Graduiertenkolleg »Das Wissen der Künste« organisierten Tagung *Wessen Wissen?* die Lecture-Performance »Performing Back – Strategien der (Selbst-)Dekolonisierung im Theater«.

Ina Driemel Zum Einstieg würde ich dich bitten, eine Selbstbeschreibung als Theatermacherin zu geben. Was macht deine Theaterpraxis aus und was sind die Themen, mit denen du dich beschäftigst?

Simone Dede Ayivi Ich mache Theater, weil ich mich für Theater als Medium interessiere, das heißt, ich arbeite sehr stark in und mit den theaterinhärenten Mitteln. Mir ist es wichtig, auf der Bühne etwas für und mit den Zuschauer\_innen zu erarbeiten. Theater spielen, also Schauspiel interessiert mich nicht so sehr bzw. nur dann, wenn es als solches ausgestellt wird. Was ich eigentlich wissen möchte, ist: Wie funktioniert dieser Apparat Theater? Wie kann man ihn nutzen, um eine Geschichte zu erzählen? Und was wohnt diesem Apparat selbst an Geschichte inne? Ich beschäftige mich mit Fragen der Repräsentation bzw. der Repräsentation von Identität: Wer bin ich? Wer bin ich auf der Bühne? Wie sieht man mich? Wen sehe ich auf der Bühne bzw. welche Körper? Mein Seherlebnis als Schwarze Frau im Theater, die hauptsächlich die Geschichte von weißen Männern erzählt bekommt, ist ein anderes als das von weißen Männern, die ins Theater gehen. Während ich auf das ›Andere‹ schaue, schauen sie, das heißt die weißen Männer, auf sich ›selbst‹. Ich möchte das nicht personalisiert verstanden wissen, sondern mir geht es hierbei um die Frage, wer eigentlich wie repräsentiert ist.

Angefangen habe ich mit Regiearbeiten im Ballhaus Nauynstraße, wo ich mit Schauspieler\_innen *of color* gearbeitet habe, um Geschichten von Veränderung zu erzählen. Allerdings bin ich hierbei sehr schnell an meine Grenzen gestoßen. Ich fand es absurd, aus dieser Regieposition heraus andere junge Menschen *of color* mit meinen Identitätsverhandlungen und meinen aktuellen Fragestellungen rumhüpfen zu lassen. Auch wenn wir gemeinsam an dem Stück gearbeitet haben und klar war, wir erzählen das gemeinsam, standen am Ende die Schauspieler\_innen auf der Bühne und nicht ich. Wenn ich über Repräsentation rede und darüber, wessen Geschichte aus welcher Perspektive erzählt wird, also wenn es um Perspektiven geht, dann fand ich diese Machtposition der Regisseurin, die da sagt: »Das ist jetzt meine Geschichte und ihr helft mir das irgendwie zu erzählen«, absolut unangebracht. Mir wurde bewusst, dass ich mit diesen Fragen und Texten selbst auf die Bühne muss, dass ich das nicht anderen überlassen kann. Das hat für mich auch mit Verantwortung zu tun.

Driemel Neben diesen Regiearbeiten mit ›Erwachsenen‹ und deinen Solo-Performances zählen auch Inszenierungen mit Jugendlichen zu deiner Theaterpraxis. Wie gestaltet sich die Arbeit mit den Jugendlichen der akademie der autodidakten und was ist deine Position dabei?

Ayivi Die Theaterprojekte mit den Jugendlichen sind für mich ein Stück weit Community-Arbeit. Als ich Jugendliche war, gab es diese Art von Angebot nicht. Ich habe zwar an vielen Schultheaterprojekten teilgenommen, aber ich war immer das einzige Schwarze Kind bzw. die einzige Schwarze Jugendliche in der Gruppe. Ich habe von Theaterpädagog\_innen immer gesagt bekommen, ich könne nicht

Schauspielerinnen werden, da es keine Rollen für Schwarze Schauspielerinnen gäbe. Am Ballhaus Naunynstraße haben die Jugendlichen die Möglichkeit, ihre Rassismuserfahrungen zu teilen und sich auszutauschen. Dieser Austausch bestimmt die ersten Treffen und oftmals entwickelt sich hieraus die Story bzw. das Stück. Am Anfang besteht immer die Gefahr, dass in allen Projekten gleiche Themen auf ähnliche Art und Weise verhandelt werden, und hier sehe ich mich eher als Moderation und Beraterin. Was ich dabei erfahre, ist, dass sich die Voraussetzungen inzwischen verändert haben. In dem letzten Projekt, *Jetzt bin ich hier!*, z. B. war mein Grundgedanke, dass ich mich als Frau, als *Person of color* mit meinem nicht norm-schönen Körper einfach auf die Bühne stelle und sage: »Hier bin ich. Ich habe ein Recht hier in diesem Scheinwerferlicht zu stehen.« Die Gruppe jedoch fand dieses Anliegen zu klein gedacht bzw. wollte sie sich mit mehr beschäftigen als mit der Frage, wem die Bühne gehört. Die Jugendlichen waren da gewissermaßen schon einen Schritt weiter. In den Projekten lerne ich somit auch viel von den Spieler\_innen, es ist ein Geben und Nehmen, auch wenn ich am Ende sehr klar Regie führe. Hierbei geht es mir auch wieder um Verantwortung.

Driemel Welche Verantwortung verbindest du genau mit dieser Regieposition?

Ayivi Mir geht es darum, dass Jugendliche sich bewusst sind, was sie auf der Bühne tun. Dazu gehört auch die Frage: »Wie werden wir eigentlich gelesen?«, also das, was W.E.B. Du Bois als »doppeltes Bewusstsein« beschreibt, dass man sich auch immer mit dem weißen Blick sieht. Diese Veränderung<sup>1</sup> bringen alle mit und sie bereitet Sorge. Viele haben es aber noch nicht gelernt, diese Sorge auch auszusprechen. Es ist eben nicht besonders cool darüber zu sprechen, was andere von einem halten. Diese Art von Fragen sind für den Arbeitsprozess hinderlich, definitiv, aber sie sind nun einmal da und müssen verhandelt werden bzw. raus in den Raum.

Driemel *Krieg der Hörnchen* (2012), deine erste Solo-Performance, in der es um das Thema Angst vor Veränderung und vor dem Fremden ging, liegt einige Jahre zurück. Im Rückblick auf die Anfänge interessiert mich, inwiefern deine Projekte sich verändert haben? Kannst du eine Entwicklung nachzeichnen?

Ayivi Am Anfang ging es mir vor allem darum, weißen Zuschauer\_innen etwas zu erklären. In *Krieg der Hörnchen* ging es mir darum zu erklären, dass es Rassismus im Theater gibt, und in *Performing Back* war Kolonialgeschichte ein Thema. Durch diese Projekte ist mir klargeworden, dass ich zwar Schwarze Themen auf die Bühne hole, aber nicht aus meiner Perspektive Theater mache und ich mich selbst als Zuschauerin nicht ernst bzw. weniger ernst nehme. Stattdessen arbeite ich für ein weißes Publikum. Ich habe mich gefragt, was eigentlich *mein* Wissen ist. Ich kann doch davon ausgehen, dass Leute im Publikum sitzen, die dieses Wissen mit mir teilen. Auch wenn sie in der Minderheit sind und nicht diejenigen, für die ich gelernt habe Theater zu machen, sind sie da und sie haben es verdient, dass ich zuallererst auf sie schaue. Das

bedeutet ja nicht, andere, weiße Zuschauer\_innen auszuschließen, denn schließlich habe ich mir auch immer Geschichten angehört, die von weißen Männern geschrieben wurden.

Dieses Umdenken ist tatsächlich schwieriger als gedacht und etwas, woran ich immer noch arbeite. Aber es war für mich wichtig zu erkennen, dass es nicht reicht, immer nur die Schwarzen Themen auf die Bühne zu holen, sondern ich muss diese auch für ein Schwarzes Publikum denken. Je mehr Sichtbarkeit Schwarze Perspektiven bekommen und Lebensgeschichten von Schwarzen Deutschen Teil des gesellschaftlichen Wissens werden, desto weniger muss ich mich entscheiden, von wessen Wissen ich ausgehe. Das Zuschauer\_innen-Wissen, das ich heute voraussetzen kann, ist ein anderes als noch vor einigen Jahren. Hier gibt es eine Annäherung, das heißt, die Wissenslücken werden kleiner. Alle, die heute *blackface*, wissen um die – nennen wir es freundlich – Kontroverse, wissen um die Geschichte und wissen, dass sich Schwarze Menschen in Deutschland sehr deutlich dagegen positioniert haben und dass es ihnen gegenüber ein aggressiver Akt ist.

Driemel Würdest du sagen, dass dir dieses Umdenken in deinen letzten Produktionen gelungen ist, das heißt, aus deiner Perspektive bzw. für ein Schwarzes Publikum Theater zu machen?

Ayivi Ich finde, ich bin deutlicher geworden in der Frage, wen ich anspreche. Was mich überrascht hat, ist, dass ich damit eine weiße Zuschauerschaft provoziere. Während ich mich in *Performing Back* über Weiße lustig gemacht habe, kommen diese in *First Black Woman in Space* gar nicht vor. In Gesprächen mit dem Publikum bekam ich dann das Feedback, dass dieses Nicht-adressiert-Werden als Provokation empfunden wurde. Die Provokation lag in der Ignoranz. Die Leute sind mit der Erwartung gekommen, dass ich sie in irgendeiner Art und Weise als Weiße adressiere und sie sich damit auseinandersetzen können. Stattdessen ging es den ganzen Abend nur um Schwarze Frauen. Es war wirklich interessant, was für Gespräche daraus entstanden sind, und insofern würde ich sagen, mir ist einiges gelungen. Aber die Herausforderung bleibt, da die Theaterräume noch immer sehr weiß besetzt sind. In meinen Shows sitzen wesentlich mehr *people of color* als in anderen, aber sie sind nach wie vor in der Minderheit und es kostet mich viel Überzeugungsarbeit, dass sie ins Theater gehen. Auch nach sieben Jahren Theaterarbeit muss ich feststellen, dass ihr Vertrauen in das Theater nicht besonders groß ist.

Driemel In deiner Lecture-Performance *Performing Back – Strategien der (Selbst-)Dekolonisierung im Theater* hast du über neue Formen von (Selbst-)Repräsentation gesprochen und über Strategien der (Selbst-)Dekolonialisierung im Theater. Was heißt Dekolonisierung bezogen auf deine künstlerische Praxis?

Ayivi Was ich in einer weißen Institution wie dem Theater (in Deutschland) gelernt habe, ist, dass meine Perspektive als Schwarze Frau, mein Blick auf Theater weniger wert ist als der weißer Menschen. (Selbst-)Dekolonialisierung im Theater heißt für mich, dieses Wissen zu verlernen und nach Formen der (Selbst-)Repräsentation

zu suchen, bei denen ich von meinem eigenen Wissen ausgehe. (Selbst-)Repräsentation würde ich als eine dekolonisierende Strategie beschreiben, um sich von internalisiertem Rassismus zu befreien und um koloniale Denkmuster abzubauen. Dazu gehört auch, was ich zuvor schon angesprochen habe, dass ich mich selbst als Zuschauerin ernst nehme. Auch genügt es nicht, dass wir Schwarze Menschen uns auf der Bühne repräsentiert sehen, sondern wir müssen mit unseren Anliegen selbst auf der Bühne stehen. Damit ist eine andere Repräsentation angesprochen als diejenige, in der zwar Schwarze Schauspieler\_innen auf der Bühne stehen, aber letztlich nicht ihre eigenen Geschichten erzählen, sondern die eines weißen Autors. Diese Form der Repräsentation ist mir bei den zahlreichen Theaterprojekten mit Geflüchteten bzw. solchen, die mit dem Thema Flucht zu tun haben, begegnet. Die Geschichten werden hier überwiegend aus einer weißen Perspektive erzählt. Dann sind zwar Schwarze Körper auf der Bühne repräsentiert, nicht aber die Agenda von *people of color*.

Driemel Mit welcher Agenda stehst du auf der Bühne? Machst du deine Erfahrungen zum Gegenstand der Darstellung?

Ayivi Ich werde oft gefragt, warum ich mich eigentlich immer nur mit mir selbst beschäftige. Hierzu muss ich sagen, es gibt Künstler\_innen, die erst ihre Väter auf die Bühne holen, dann ihre Mütter und dies wird als Auseinandersetzung mit gesamtgesellschaftlichen Themen gelesen. Mir geht es gar nicht darum, solche Projekte zu kritisieren oder mich abzugrenzen, aber wenn ich auf der Bühne von meinen Rassismuserfahrungen spreche oder diese in irgendeiner Art und Weise darstelle, dann geht es mir um Rassismuserfahrungen von *people of color*. Es geht mir also nicht um mich, das ist ein Missverständnis. Diese Kritik, dass es nur um mich und meine eigenen Erfahrungen geht, ist eine sehr weiße Perspektive.

Driemel In deiner Produktion *First Black Woman in Space* spielt das Thema Zukunft eine Rolle. Daran anknüpfend gefragt: Wo geht die Reise für dich hin bzw. was sind gesteckte Ziele? Wo siehst du dich und deine Arbeit in der Zukunft?

Ayivi Die Frage finde ich schwierig, weil wir gerade massive Rückschritte machen, was u. a. damit zu tun hat, dass sich jüngst einige Theaterhäuser dem Rechtspopulismus geöffnet haben. Die AfD einzuladen bedeutet andere auszuladen.<sup>2</sup> Zu der Arbeit, die Künstler\_innen *of color* gemacht haben, gehörte auch, den Communities zu sagen: »Hey, das Theater ist nicht so schlimm. Kommt in diese Räume, dann können wir alle zusammen als Gesellschaft etwas von diesem Theater haben.« Diese ganze Arbeit wird durch Diskussionsveranstaltungen, zu denen die AfD eingeladen ist, zunichtegemacht. Denn damit wird denjenigen eine Bühne geboten, die uns im Theater nicht haben wollen. Ich hoffe einfach, dass wir unser Publikum halten und noch vergrößern können. Das ist ehrlich gesagt gerade alles, was wir uns vorgenommen haben. Ich empfinde keine Aufbruchstimmung, sondern bin eher skeptisch.

Driemel Ist es noch Skepsis, was du empfindest, oder schon Pessimismus?

Ayivi Pessimismus? Nein. Dafür gibt es zu viele positive Beispiele, aber ich bin mir einfach nicht sicher, ob man darüber reden kann, was der nächste Schritt ist, oder ob es eher darum geht, den Status quo zu halten und keine Rückschritte zu machen. Für mich und meine Kolleg\_innen war es ein ganzes Stück Arbeit, den Theaterhäusern klarzumachen, dass wir eine Daseinsberechtigung auf den Bühnen haben. Wir mussten uns die Räume nehmen. Die Sophiensäle beispielsweise bieten mir für das, was ich mache, wie ich arbeite, eine gute Infrastruktur. Das, was ich jetzt mache, in dem Umfang und mit der Förderung und mit den Partnerhäusern<sup>3</sup>, die ich habe, hätte ich nicht machen können, wenn ich und meine Kolleg\_innen nicht auch sehr viel Lobbyarbeit geleistet hätten.

Was sich zudem verändert hat, ist, dass es nicht mehr ausschließlich weiße Theaterensembles gibt. Allerdings sind diese Ensembles häufig nur mit ›der einen‹ Künstler\_in *of color* besetzt. Diese muss sich z. B. mit stereotypen Rollen herumschlagen oder damit, dass sie wiederum nicht besetzt wird für andere Sachen. Oder sie ist die einzige, die zum Regisseur sagt: »Ich weiß jetzt nicht, ob wir diese rassistische Sprache auf der Bühne benutzen sollten.« Was ich sagen will: Das Problem hat sich verschoben. Man braucht jetzt nicht mehr so viel darüber zu diskutieren, dass es keine *person of color* in einem Ensemble gibt. Jetzt muss geschaut werden, wie es denjenigen in den Ensembles geht, weil es für deren Position wenig Verständnis gibt. Viele junge Schauspieler\_innen wollen auch einfach nur Theater machen, aber nicht in einem aktivistischen Sinne. Sie wollen nicht ständig als Rassismus-Expert\_innen angesprochen werden. Es ist aber vorgekommen, dass eine Schauspielerin *of color* ins Dramaturgiebüro gerufen wird, ihr ein Text vorgelegt und sie gefragt wird, ob dieser rassistisch sei. Das sind Erfahrungen, die aktuell in den Ensembles gemacht werden. Während wir uns also die vergangenen Jahre darüber verständigt haben, dass Künstler\_innen *of color* gar nicht an die Häuser gekommen sind, sondern immer frei arbeiten mussten, haben wir es nun mit anderen Problemen zu tun, wie dem, die einzige Schauspielerin *of color* in einem Ensemble zu sein. Die Verbindung und der Austausch untereinander sind nach wie vor sehr wichtig, denn: Wir wollen Theater machen und jeder Moment, in dem ich auf eine Bühne rausgehe, ist für mich auch Teil einer Erfolgsgeschichte. Und die ist es nicht nur für mich, sondern auch für diejenigen, die nach mir kommen. Die Jugendlichen mit denen ich am Ballhaus arbeite, stehen heute schon mit einem anderen Selbstverständnis auf der Bühne. Das macht mich sehr froh.

- 1 Veränderung (engl. *othering*) beschreibt den Prozess, jemand ›anders(artig) zu machen‹ bzw. sich im Gegenbild des (konstruierten) Anderen zu definieren. Das Gegenüber wird aufgrund von biologischen, kulturellen, religiösen oder anderen Merkmalen als (wesenhaft) ›anders‹, fremd erklärt. Zur Konstruktion des ›Anderen‹ im Theater siehe beispielhaft den Aufsatz der Theaterautorin Mortazavi, Azar: »Über das Bekenntnis der Uneindeutigkeit. Die Konstruktion der ›Anderen‹ und was die Theaterkunst dem entgegensetzen kann«, in: Schneider, Wolfgang (Hg.): *Theater und Migration. Herausforderungen für die Kulturpolitik und die Theaterpraxis*, Bielefeld 2011. S.73–76.
- 2 Im April 2016 fand am Theater Magdeburg eine Diskussionsrunde statt zu Fragen der Kulturpolitik, u. a. saß der AfD-Landtagsabgeordnete Hans-Thomas Tillschneider auf dem Podium. Eine ähnliche Diskussion, die am Theaterhaus Gessnerallee in Zürich geplant und zu der der AfD-Politiker Marc Jongen geladen war, wurde aufgrund massiver Kritik von Seiten einer Vielzahl von Kulturschaffenden abgesagt.
- 3 Partnerhäuser in Berlin sind u. a. die Sophiensäle und das Ballhaus Naunynstraße.